

8]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

Und alle Erntelente saßen da und hörten, was er sagte. Es lag etwas Feindliches in der Luft.

Aus des Alten Stuhl im Ofenwinkel murmelte es: „Tut Ihr auch etwas? Nein, beim Himmel, Ihr tut nichts, nein Ihr seid faule Hunde, und ich bins, hols der Satan, der Euch bezahlen soll!“

„So so so!“ juchte der Bauer am Tischende den Alten zu beschwichtigen.

Das Dankgebet zum Schluß der Mahlzeit schloß der Bauer mit folgenden Worten: „Lieber Herr im Himmel. Es sitzt ein fremder Mann hier an unserm Tisch; beug sein Herz, Herr, und lehr' ihn verstehen, daß Du, Herr, uns alle sättigst und all denen gibst, die in Deinem Segen leben! Amen!“

„A—men!“

Aber Per schüttelte den Kopf und verzog den Mund.

Da nahm der Hoibykönig eine strenge Miene an, er sagte lauter, als er sonst zu reden pflegte, und mit einer durchdringenden Stimme direkt zu Per:

„Ja, er gibt sogar den bösen Menschen das tägliche Brot, obgleich sie nicht darum bitten!“

Wie ängstlich die Leute dasaßen.

Und wie stille es im Raume war.

Aber Per widersprach ihm und fragte spöttisch:

„Du glaubst also, daß keiner hungert?“

„Ach — Du lieber Herrgott im Himmel,“ jammerte die Bäuerin, „welch ein Mensch!“

Die Mädchen schüttelten den Kopf und seufzten tief.

Die Knechte blickten vor sich hin auf den Tisch.

Der Hoibykönig erhob sich am Tischende.

Alle blickten zu ihm hin.

„Es befindet sich ein häßlicher aufrührerischer und böser Geist unter uns. Sühnt Euch!“

Bitternd vor Erregung schritt der Hoibykönig durch das Zimmer.

Die Leute schlüchelten hinaus.

„Ach, unser Abendlied,“ jammerte die Bäuerin. „Ach wir haben unser Abendlied nicht gekriegt!“

„Ich möchte gern etwas Geld mit heim haben,“ sagte Per. Der Bauer hielt inne.

„Wieviel?“

Per nannte eine Summe.

„Ja, wieviel Taglohn hattest Du Dir eigentlich gedacht?“

„Drei Kronen in der Ernte!“

„Drei!“ rief der Bauer. „Drei Kronen!“ wiederholte er und starrte Per an.

Die Bäuerin legte in stummer Betwunderung die Hände übereinander.

Per blieb ganz ruhig stehen.

Der Bauer wandte sich hastig und ging ins Schlafzimmer hinein.

Und die Bäuerin sagte zu Per: „Du darfst jetzt Dein Gemüt nicht verhärten, bester Mann; denke daran, daß Du eine unsterbliche Seele hast! Und viele kleine Kinder!“

„Gerade an die denke ich!“ antwortete Per kalt.

Die Bäuerin nahm ein kleines Endchen Fleischwurst und ein Stück Käse. Dann sagte sie gnädig: „Nimm das mit heim für Deine Familie!“

„Nein!“ antwortete Per höhnisch. „Behalt Du es nur selber.“

Die Frau stand böllig erstarrt da, dann errötete sie heftig. „Nimm Du Dich nur in acht, bester Mann, daß Du Dich nicht mit Niels Rask vom Hoibyhofe überwirfst. Das wirst Du bitter bereuen. Das haben noch alle getan, die sich mit Niels Rask vom Hoibyhofe überworfen haben!“

Mit diesen Worten ging sie hinaus.

Der Bauer kam mit dem Gelde zu Per. Er legte es schweigend auf den Tisch, dann wandte er sich kurz um, als würde es ihm schwer, sich davon zu trennen.

„Morgen fahren wir wieder Roggen ein!“

„Gute Nacht!“

Per Golt trat, als er über den Hof in Hoiby schritt, so fest mit seinen eisenschlagenen Holzschuhen auf, daß die Funken stoben. Dann verschwand er durch das Tor.

7.

Es ist Weihnachten. Per Golt und seine Familie sitzen so still im Zimmer.

Es ist nirgends Arbeit zu bekommen.

Sie haben auf dem Hoibyhofe versprochen, ihm einen Boten zu senden, sobald Arbeit da ist für ihn.

Sophie schüttelt sich; sie fröstelt, ihr wird so leicht kalt. Vor dem Ofen liegt ein Bündel Reisig, das so aussieht, als wäre es eben erst aus dem Hoibywäldchen geholt.

Der Ofen will nicht ordentlich ziehen.

Auf der Platte liegt die Asche, die jemand aus dem Ofen hervorgekratzt hat, und davor sitzt Naren und schlägt in den Haufen hinein, daß dicke Staubwolken aufwirbeln.

„Ach laß das doch sein!“ sagt Sophie müde.

Per hält den einen Zwilling, während Sophie den andern besorgt. Er ist schweigsam und brüht über seinen eigenen Gedanken.

Der kleine Per, der auf der Lehmbiele sitzt und mit einem zerbrochenen Messer hineinsticht, sagt:

„Sollen wir nicht bald etwas zu essen bekommen, Mutter?“

„Ja, ja, ja. Warte doch nur!“ antwortet sie ungeduldig. Er scheint diese Frage schon ein paar Mal gestellt zu haben.

Per hat die Möbel ausgebeißert, als sie hier eingezogen sind. Aber sie sind schon längst wieder wackelig geworden.

Der Tisch steht nicht mehr fest auf den Beinen, und auch an der Bank und den Stühlen ist manches lose.

Das einzige Bild an der Wand ist das Bild eines sozialdemokratischen Führers, das Per aus einer Zeitung ausgeschnitten hat.

Per blickt finster vor sich hin; seine Augen starren immer auf denselben Punkt. Hin und wieder schießt Sophie zu ihm hinüber. Dann sagt sie:

„Du darfst nicht so viel denken, Per!“

„Ich kann es nicht lassen.“

Und nach einer Weile:

„Gedanken sind wie Vögel; sie fliegen, wenn sie wollen.“ Wiederum herrscht eine Weile Schweigen.

Sophie seufzt tief:

„Warum muß es uns auch immer so schlecht gehen? Und gerade jetzt zu Weihnachten!“

Da erwacht Per aus seinen tiefen Gedanken.

„Das mußte auch gar nicht so sein. — Du, Sophie, müßtest eigentlich ein nettes Haus mit seinen Möbeln haben. Und in diesen Deinen Stuben müßtest Du umhergehen und alles putzen und alles so gemütlich machen für uns andere . . . So müßte es eigentlich sein.“

Dergleichen verstehst Du ausgezeichnet, das ist Deine eigentliche Natur . . .“

Sophie blickt ihn mit großen fragenden Augen an.

„Und Du solltest jeden Tag in netten Kleidern gehen, rein und fein. Wir anderen würden schon durch Deinen Anblick allein froh werden. Ja, Du gehörst zu den Frauen, die es ihrer Umgebung licht und hell machen. — Das ist Dein natürliches und eigentliches Wesen!“

„Ach Per! . . .“ ruft Sophie unwillkürlich. Sie ist in diesem Augenblick geradezu hübsch.

„Und dann bist Du so gut, Sophie!“ fügt Per mit großer Zärtlichkeit hinzu und blickt sie innig an.

Aber da beginnt sie zu weinen.

„Nein, Per! nein . . .“

„Doch,“ wiederholt Per, „im Grunde bist Du es!“

„Ach, ich denke so oft, Per, daß ich eine schlechte Frau bin . . . Dann denke ich, ob es meine Schuld ist, daß es uns so schlecht geht . . . Ja, ich bin eine schlechte Frau!“ Tränen rinnen ihr an den Wangen herab.

„Ob es nicht meine Schuld ist, daß Du nie so recht zu etwas kommen kannst . . .“

„Aber Du bist doch nicht recht gesund, beste Sophie . . .“

„Glaubst Du, daß jemals eine Zeit kommen wird, wo es für uns anders sein wird?“ fragt sie.

Per im festen Ton: „Ja!“ Ich sehe ganz deutlich vor mir, wie es einmal sein wird!“

Per's Augen strahlen bei diesen Worten.

„Ja, aber ich meine zu unserer Zeit . . .“

Und dann scheint mir, ist es ein so entsetzlicher Gedanke, daß wir, wenn wir nicht so arm gewesen wären, noch unsere Kinder hätten, die wir verloren haben . . .“ Sie faßt sich an den Kopf. „Denn wir konnten es uns nicht leisten, bei ihnen daheim zu bleiben.“

„Denke nicht immer daran, Sophie, wir müssen vorwärtsblicken, vorwärts, immer vorwärts.“

Sie versucht augenscheinlich die traurigen Erinnerungen zurückzudrängen. — Er fragt: „Ist es nun besser hier draußen als auf dem Gute?“

„Ja, das meinten wir doch.“

Du sagtest, daß er, der Hoibylkönig, solch ein christlicher Mann sei?“

„Ja, um in der Bibel zu lesen und zu beten, aber sonst nicht. Gegen Leute ist er hart.“

„Man sollte doch eigentlich meinen, wenn jemand wirklich gottesfürchtig sei, dann sei er auch ein guter Mensch.“

„Nein, nein, das hat nichts miteinander zu tun.“

„Ja, meinen sie es denn nicht?“

„Doch, das tun sie wohl, einige von ihnen wenigstens, aber was die Leute so meinen und glauben, hat eigentlich nichts weiter mit ihrer Gesinnung zu tun, scheint mir nach alledem, was ich sehen kann.“

Pause.

„Und jetzt — es ist doch Weihnachten, Per.“

„Ja, das ist es wohl.“

Es herrscht eine so drückende Stille.

— — — Dann müssen die Zwillinge trinken.

Sophie entblößt ihre Brüste und die beiden kleinen Geschöpfe beginnen zu saugen.

Sie lassen die Brustwarze fahren und packen sie von neuem.

Sie lachen und grunzen.

Ihre kleinen Finger spielen. Sie bohren ihre kleinen Nasen in die Brust der Mutter hinein.

Und dann trinken sie.

Sophie lächelt.

Per ebenfalls.

Maren und der kleine Peter kommen herbei. Sie lehnen sich an die Knie der Eltern und sehen zu. Sie betasten vorsichtig die Zwillinge und scheinen sie für zwei drollige kleine Mädchenkinder zu halten.

Dann blicken sie zu den Eltern empor und lachen.

Niemand denkt jetzt an etwas anderes als an die beiden kleinen Zwillinge, die sich einen Augenblick zufrieden mit blinzeln den Augen umsehen und dann eilig wieder zu trinken beginnen an des Lebens Quelle.

Sophie ist der Mittelpunkt.

(Fortf. folgt.)

Der Eisgang.

3] Von Maxim Gorki. (Autorisierte Uebersetzung von August Scholz.)

Plötzlich erscholl irgendwo am Ufer eine freundige Stimme:

„Es geht so — o — o!“

Und gleichsam als Begleitung dieses Rufes ließ sich auf dem Flusse in seiner ganzen Breite ein leises Knistern und Knaden vernehmen. Die Matrosen und Barfüßler zogen die Bootshaken heraus und kletterten lärmend an den Strickleitern an Bord der Schiffe.

Seltam war es zu sehen, wieviel Menschen da plötzlich auf dem Flusse sich zeigten: unter dem Eise schienen sie hervorzufommen und hielten dahin und dorthin, wie ein Dohlschwarm, den ein Schuß aufgeschreckt hat, hüpfen und liefen, schleppten Bretter und Stangen hin und her, warfen sie hin und ergriffen sie wieder.

„Nehmt Euer Werkzeug auf!“ schrie Ossip. „Nur rasch, rasch . . . und sinkt damit ans Ufer!“

„Da hätten wir nun die heilige Auferstehung!“ rief Sjaschka in schmerzlichem Tone.

Es schien, als stehe der Fluß still, während die Stadt samt dem Berge, auf dem sie stand, langsam in Bewegung kam und stromaufwärts glitt. Auch die grauen Sandböschungen, etwa dreißig Schritte vor uns, sind ins Gleiten gekommen und schweben vor unseren Augen davon.

„So lauf doch!“ schrie Ossip mich an und versetzte mir einen leichten Stoß. „Was hältst Du noch Maulaffen feil?“

Das unheimliche Gefühl der Gefahr hat sich ins Herz geschlichen. Die Beine scheinen den Körper von selbst ans Ufer zu tragen, als ob sie wüßten, daß das Eis unter ihnen entweicht. Dorthin ans Ufer,

wo die kalten Weidenzweige wanken, haben sich bereits Wosjew, der Soldat, Budyrin und die beiden Djallovs gesüßet. Der Nordwine läuft unter lautem Schimpfen neben mir her, während Ossip, der uns folgt, ihm zuruft:

„Schimpf nicht, Du Heidenkerl! . . .“

„Ja — aber wie denn, Onkel Ossip — was machen wir jetzt? Nun sitzen wir hier zwei Tage fest . . .“

„Na, dann sitzen wir eben . . .“

„Und das Osterfest?“

„Das wird wohl diesmal ohne Dich gefeiert werden . . .“

Der Soldat rauchte eben, auf dem Uferlande sitzend, seine Pfeife an und krächzte heißer:

„Wie sie's gleich mit der Angst kriegten! Keine dreißig Schritte war's bis zum Ufer, und gelaufen sind sie wie die Hasen . . .“

„Du warst der erste, der ausgerissen ist,“ sagte Budyrin.

„Wobor seid Ihr denn so erschrocken?“ fuhr der Soldat fort.

„Etwas, weil Christus der Herr gestorben ist? . . .“

„Er ist doch wieder auferstanden,“ versetzte der Nordwine in einem Tone, als hätte ihn jeder beleidigt. Wosjew aber schrie den „Heiden“ an:

„Schweig, davon, Du Hund! Komm's Dir wohl zu, davon zu reden?“

„Heut' ist erst Freitag und nicht Sonntag,“ sagte der Soldat in belehrendem Tone.

In einem der blauen Abgründe zwischen den Wolken erschien plötzlich die strahlende Märzsonne, und das Eis erglänzte, als läche es über uns. Ossip hielt die flache Hand an die Stirn, warf einen Blick auf den menschenleeren Strom und sagte:

„Es steht . . . doch nur für kurze Zeit . . .“

„Bom Feiertag hat er uns abgeschnitten!“ brummte Sjaschka mürrisch.

Das hartlose, dunkle, edige Gesicht des Nordwines, das an eine ungehälte Kartoffel erinnerte, nahm einen finsternen Ausdruck an. Unter heftigem Blinzeln knurrte er:

„Da sitzt man nun . . . ohne Brot, ohne Geld . . . Alle Menschen haben ihre Freude, und wir . . .“ Der Habgier müssen wir dienen; wie Hunde hält man uns . . .“

Ossip, der immer noch dem Flusse hinauspähte und offenbar an irgendetwas anderes dachte, sagte wie im Traume:

„Nicht von Habgier ist hier die Rede, sondern von Notwendigkeit! Wozu dienen denn die Eisbrecher? Um die Schiffe vor dem Eis zu bewahren . . . Das Eis ist dumm, es stößt auf die Fahrzeuge, zertrümmert sie — und die Ladung geht verloren!“

„Ich spud auf die Ladung . . . gehört sie vielleicht uns?“ versetzte der Nordwine.

„Nun rede einer mit dem Dummkopf . . .“

„Wir hätten uns mehr beeilen sollen mit der Arbeit . . .“

Der Soldat verzog sein Gesicht zu einer grimmigen Frage und schrie:

„Galt's Maul, Du heidnischer Nordwine!“

„Es steht!“ wiederholte Ossip. „Um — ja . . .“

Auf den Schiffen lärmten die Matrosen, während vom Strome her, der etwas Unheimliches, böseartig Lauerndes hatte, ein kalter Hauch herüberwehte. Alles schien sich unmerklich zu wandeln, alles war voll Erwartung.

Einer der jungen Burschen fragte schüchtern und leise:

„Was fangen wir nun an, Onkel Ossip?“

„Wie?“ ließ Ossip sich schläfrig vernehmen.

„Sollen wir hier so sitzen bleiben?“

Wosjew hatte es offenbar darauf abgesehen, die andern zu ärgern, und meinte näselnd:

„Da hat Euch nun Gott der Herr von seinem heiligen Feiertag abgeschnitten, Ihr Schelme . . .“

Der Soldat hielt seine Partei — er streckte die Hand mit der Pfeife gegen den Fluß aus und knurrte höhniisch:

„Wollt Ihr in die Stadt? Immer los! Das Eis wird mit Euch gehen, aber geht acht, daß Ihr nicht erfaut! Vielleicht sperrt Euch auch die Polizei ein . . . über die Feiertage, hehe! . . .“

„Kann schon sein!“ versetzte Wosjew.

Die Sonne neigte sich zum Untergange. Der Fluß nahm eine dunklere Färbung an, die Stadt aber schien auf einmal noch deutlicher sichtbar. Die jungen Burschen blickten bald ärgerlich, bald voll Sehnsucht hinüber und verharrten in unzufriedenem Schweigen.

Ich hatte ein peinliches Gefühl der Vekommenheit, wie es einen stets beschleicht, wenn man unter Menschen weilt, die nicht eines Sinnes sind, noch einen einzigen Willen haben, der sie zu einem Ganzen, einer starken, widerstandsfähigen Kraft vereinte. Ich hätte mich am liebsten von ihnen entfernt, um allein übers Eis zu spazieren.

Ossip schien plötzlich aus seinen Träumen zu erwachen: er erhob sich vom Sande, auf dem er gesessen, nahm seine Mütze ab, bekrugte sich, das Gesicht zur Stadt gewandt, und sagte in schlichtem Tone, ruhig und bestimmt:

„Na, Kinder — dann los, mit Gott! . . . Aber ganz still und behutsam . . .“

„In die Stadt?“ rief Sjaschka frohlockend und sprang von seinem Klage auf.

„Wohin sonst?“

Der Soldat rührte sich nicht von der Stelle.

„Wir werden ertrinken!“ erklärte er bestimmt.

„Dann bleib doch zurück!“ rief Ossip ihm zu und fügte, die andern mit raschem Blick überschauend, hinzu: „Na, nun macht sink, tummelt Euch!“

Alle erhoben sich rasch und traten zu einer Gruppe zusammen. Wojew, der das Werkzeug in seinem Quersack zurechtstreckte, meinte nicht ohne ein Gefühl der Angst:

„Wenn man uns sagt: geh! — dann müssen wir eben gehen! Wer's aber sagt, der trägt die Verantwortung . . . nicht wahr?“

Ossip war förmlich jugendlicher und kräftiger geworden: der pfiffig-freundliche Ausdruck seines Gesichtes war verschwunden, seine Augen erschienen dunkler, blickten ernst und unternehmend, und sein Gang war fest und sicher geworden.

„Nehmt jeder ein Brett und tragt es quer vor Euch her — falls einer, was Gott verhüte, einbricht, kommen die Enden des Brettes aufs Eis zu liegen und er hat eine Stütze. Auch über die Spalten kommen wir so besser weg . . . Habt Ihr 'nen Strick mitgenommen? Heda, Du, Heide — reich' mir doch mal die Wasserräge her . . . Na, seid Ihr fertig? Dann will ich vorangehen und hinter mir — wer ist denn der schwerste von Euch? Du, Soldat — Du folgst mir! Dann kommt Budyrin, dann der Mordwine, Wojew, Mischa, Esafcha . . . Du, Malar, bist der leichteste, Du gehst als letzter . . . Nun die Rügen herunter, betet zur heiligen Mutter Gottes! Seht, da lacht uns auch die Sonne noch mal an . . .“

Einmütig entblöhten sie ihre buschigen, grauen, Blonden und dunklen Köpfe, die Sonne aber blickte sie nur verstoßen durch eine dünne weiße Wollenschicht an und versteckte sich dann ganz, als wollte sie keine eilen Hoffnungen erwecken.

„Nun los!“ rief Ossip trocken, mit veränderter Stimme. „Mit Gott! Seht mir nur immer auf die Füße. Drängt aber nicht zu nahe aufeinander, laßt wenigstens einen Zwischenraum von drei Schritten zwischen Mann und Mann. Je weiter auseinander, desto besser! Nun vorwärts, Jungs!“

Er steckte seine Rüge in den Hemdschlag, und die Wasserräge in der Hand tragend, betrat er vorsichtig, mit behutsamem, scharrendem Schritt das Eis. Kaum aber hatte er das Ufer verlassen, als hinter uns ein lautes Gebrüll ertönte:

„Wohin denn, ihr Hammel! Heda—a!“

„Immer geht weiter, seht euch nicht um!“ kommandierte Ossip mit heiltönender Stimme.

„Rurück, ihr Satanskerle . . .“

„Immer vorwärts, Jungs, denkt an Gott! Der da ruft, ladet Euch sicher nicht zum Festmachen ein! . . .“

Die Pfeife eines Polizisten ertönte, und der Soldat brummte laut:

„Da habt Ihr die Bescherung, Ihr tapferen Helden! . . . Eine schöne Suppe habt Ihr da eingebrockt! Nun schiden sie eine Depesche an die Polizei am andern Ufer . . . wenn wir nicht erkaufen, steckt man uns ins Gefängnis, wo uns die Wanzen fressen. . . Ich nehme die Verantwortung nicht auf mich. . .“

Ossip aber führte mit munterer, heiltönender Rede die Leute wie am Strid hinter sich her.

„Nur hübsch unter die Füße sehen! Nur gut acht geben! . . .“

Sie gingen schräg über den Fluß, der Strömung entgegen — ich aber Schritt hinterher und konnte deutlich sehen, wie der kleine, zierliche Ossip mit dem weißen Kaninchenlopf behend über das Eis schlüpfte, fast ohne die Füße zu heben. Hinter ihm her schreiten im Gänsemarsch, wie auf einem unsichtbaren Faden aufgereiht, sechs dunkle Gestalten — zuweilen erscheinen ihre Schattten neben ihnen, bald klein und fast unter ihren Füßen verschwindend, bald lang aufs Eis hingestreckt. Ihre Köpfe sind gesenkt, wie bei Leuten, die bergab gehen und schlutztreten fürchten.

Vom Ufer tönt es immer lauter hinter uns her — offenbar ist dort, wohin wir nicht zurückzuschauen wagen, eine ganze Menschenmenge verammelt. Worte sind nicht mehr zu unterscheiden, nur wirres Schreien und Lärmen dröhnt uns in die Ohren.

Allmählich wird dieses vorstichtige Hinschreiten für mich zu einer mechanischen, langweiligen Verrichtung; ich bin gewöhnt, rasch zu gehen, und jetzt bin ich wie in einen Zustand des Halbschlafs getaucht, in dem die Seele wie ausgeleert ist und das eigene Ich aus der Vorstellung schwindet, während gleichzeitig Auge und Ohr die äußeren Eindrücke doppelt scharf auffassen. Unter meinen Füßen dehnt sich die blaugraue, bleifarbigte, vom Wasser halb aufgezehrte Eisbede, deren zerstreuter Glanz die Augen blendet. Da und dort ist das Eis schon gesprengt, in Schollen aufgetürmt, durch die Bewegung in kleine Stücke zerrieben, die wie poröses Bimsteingeröll, doch dabei scharfklantig, wie zerklüftenes Glas, in Haufen umherliegen. Die blauschimmernden Eisspalten scheinen mit kaltem Grinsen die Füße der Hinschreitenden zu belauern. Die breiten Sohlen schlurren daher, und eintönig, wie zwei Rohrpfifen in einem Munde, hallen die Stimmen Wojews und des Soldaten durch die Luft.

„Ich nehme die Verantwortung nicht auf mich. . .“

„Ich erit recht nicht. . .“

„Wir hat man gesagt: geh! — und da geh ich eben; sonst kimmert mich nichts. . .“

„Ganz recht so. . .“

„Wand' einer darf eben herumkommandieren, und ein anderer hat vielleicht tausendmal so viel Verstand im Kopfe. . .“

„Der Verstand macht's nicht, alter Junge. Bei uns zu Lande kommt's nicht auf den Verstand an, sondern aufs große Maul. . .“

Ossip hat die Schöße seines Halbpelzes hinter den Gürtel ge-

steckt; seine Beine, die in grauen Hosen aus Soldatenleder stecken, schreien still und leicht, wie auf Sprungfedern dahin. Er geht über das Eis, als ob beständig jemand, den nur er allein sieht, sich vor ihm drehte und wendete, um ihn den geraden Weg zu verlegen, und als ob er, Ossip, mit ihm kämpfte, ihn zu umgehen oder ihn zu entschlipfen suchte und dabei bald nach rechts, bald nach links ausbiegen oder gar zurückgehen müßte. So tanzt er die ganze Zeit, Schleifen und Halbkreise auf dem Eise beschreibend, hin und her, und unaufhörlich ertönt zwischendurch seine Stimme, die etwas Anmutendes, Melodisches hat und mit dem Glockengeläut harmonisch zusammenklingt . . .

(Fortf. folgt.)

Die Berufswahl.

Die wichtigste Entscheidung über sich und seine Zukunft wird vom Menschen in einem Alter verlangt, in dem er eben anfängt, er mag noch so frühreif sein, Mensch zu sein. Noch schlimmer ist aber, wenn diese Entscheidung über ihn gefällt wird, oft ehe sich noch ein eigener Wunsch in ihm regen konnte. Elternrätsel oder die bittere Härte der Umstände bestimmen den Beruf unerbitlich noch vor der Zeit, da die Frage selbst spruchreif wird. Da gibt es keinen anderen Ausweg, dem aufgezwungenen Beruf auszuweichen, als eben aus der Art zu schlagen, sich als untauglich zu erweisen oder selbst auf die Gefahr eines Bruches mit den Eltern trotzig den eigenen Weg zu gehen und sich durch alle kommenden Schwierigkeiten mit dem Ungestüm der Jugend durchzubeißen.

Aber auch wenn der Beruf der freien Wahl entspringt, bleibt die Berufswahl immer noch eine schwere Entscheidung. Es gilt auch hier: die Liebe macht blind und der selbstgewählte Beruf erscheint dem jungen Menschen so verlockend, so hehr, daß selbst dringende Abmahnungen keine Wirkung tun. So wenig man hier von einer Regel sprechen sollte, so wird doch in den meisten Fällen ein so ertröhter Beruf eben den individuellen Neigungen und sehr oft auch den innerlich gefühlten Fähigkeiten entsprechen, und es wäre töricht, dieser natürlich erwachsenen Neigung den Weg zu verlegen, etwa weil äußerliche Schwierigkeiten zu erkennen sind. Wir müssen sogar darauf hinwirken, daß schon von der Schule aus, ebenso sehr aber auch im Elternhause solche schlummernden Neigungen erköhlt, geweckt, gepflegt und entwickelt werden. Die meiste Qual der Berufswahl kommt eben daher, daß der junge Mensch so gar keine bestimmte Sympathie zu irgendeiner Arbeit in sich heranzureifen lassen konnte; bei der Berufswahl steht er dann wie ein unschlüssiger Reisender da, der im letzten Augenblick vor der Abfahrt noch in den Zug springt und natürlich sich nicht wundern darf, wenn er in ein überfülltes oder leeres oder falsches Abteil gerät.

Aus diesem Grunde sind hier und da Berufsberatungsstellen entstanden, teils als gemeinnützige Einrichtungen, teils als Glieder der Schule. Sie können natürlich nicht die aus eigenem kommende Entschlieung ersetzen oder die erzieherische Hinleitung zu einem bestimmten Beruf überflüssig machen. In ungeschickten oder fahrlässigen Händen wird die Berufsberatung nichts anderes sein als ein reines Zufallsspiel. Es ist deshalb auch keine Garantie für zuverlässige Wirkung der Berufsberatung, wenn man aus dem Unschlüssigen durch wissenschaftliche Methoden die Fähigkeiten heraus zu destillieren sucht, etwa durch Analyse der psychischen Anlagen, die durch Parsons, den Begründer der Berufsberatungsstelle in Boston, der ersten in Nordamerika, vorge schlagen wurde, oder durch das System Taylors, das die psychischen (seelischen) Momente fast ganz außer acht läßt und, wie es im Menschen nur die Arbeitsmaschine sieht, die mechanischen, physiologischen Reflexe den Ausschlag geben läßt. In ähnlicher Weise nimmt auch der deutsche Professor Münsterberg an der Harvard-Universität solche Prüfungen vor, aber er verlangt ebenfalls nicht viel mehr als eine Analyse bestimmter funktioneller Fähigkeiten, und das Ergebnis ist wiederum nur: ein mechanistischer Hinweis auf die Tauglichkeit und ein vollständiges Uebersehen der psychischen Zu- oder Abneigung. Darauf kommt es aber nicht weniger an; eigentlich sollte es am allermeisten darauf ankommen.

Es ist nicht auszudenken, welche Kultur der Arbeit zu erreichen wäre, wenn jeder bei der Berufswahl seiner Neigung folgen könnte und nur ihr zu folgen brauchte, vorausgesetzt, daß sie bis zur Zeit der Berufsentscheidung auch entwickelt und ausgereift sei. Oder daß ein jeder mit seiner Berufswahl warten könnte, bis sich in einigen späteren Lebensjahren eine solche bestimmte Neigung herausstellt. Denn es ist schon oben gesagt: den meisten Menschen kommt die Stunde der Entscheidung zu früh; sie kennen sich noch gar nicht aus in der Welt und sollen schon den Weg wissen, den sie ihr ganzes Leben zu wandeln gedenken. Die Möglichkeit einer späteren Berufswahl haben allerdings die Kinder der bemittelteren Kreise, die Schüler der höheren Schulen, die sich für ihren Beruf wohl auch oft genug erst zum Schluß ihrer Schulzeit entscheiden und trotz der späteren Berufsentscheidung keineswegs immer zu größerer Berufsfreudigkeit gelangen. Die Menschen dieser Klasse werden später fertig in dem vulgären Sinne der wirtschaftlichen Selbständigkeit; während bei der Masse diese Selbständigkeit schon erreicht war, als jene noch die Schulbank drückten. Und bei der noch größeren Masse derer, die überhaupt keinen Beruf wählen können, die ganz ohne Rücksicht auf Neigung oder Abneigung vom ersten Tage nach der Schulentlassung in die Fron der Lohnarbeit gespannt werden, beginnt meist mit diesem Tage schon ihre wirtschaftliche

Selbständigkeit, oft genug noch bedrückt durch die Pflicht, für Eltern und Geschwister mitzuforgen.

Außerhalb dieser Dinge, dieser subjektiven Erwägungen aber steht noch der Beruf als Objekt. Es zeigt uns, daß die Berufswahl relativ schwerer und verantwortungsvoller wird als sie früher war. Alle Berufe und ihre Organisationen, selbst die gewerkschaftlichen, erheben abwehrend die Hände: wählt jeden anderen Beruf, nur gerade diesen nicht! Ueberfüllung, Bedarfsverschiebung, industrielle Bedrängung oder Ablösung, hygienische Gefahren, soziale Mißstände und ähnliches mehr wird an die Wand gemalt. Daneben hört man freilich auch wieder freundliche Einladungen: Handwerksmeister verlangen Lehrlinge, und die Presse der Handwerksmeister sieht es als Verrat am Handwerk an, wenn die Handwerkerjöhne ein Metier außerhalb des Handwerks ergreifen. Natürlich nach Möglichkeit ein höheres, ein reinliches, abreites Metier. Denken wir an den Kaufmannsberuf. Wir brauchen es uns nicht erst beweisen zu lassen, wie überfüllt dieser Beruf ist, in dem man jetzt schon das Einjährige mitbringen muß, um eine Lehrstelle zu erlangen. Im Banfsach, einer Eliteabteilung des Kaufmannsberufes, ist es ebenso schlimm, im Postfach nicht minder. Der Andrang zu den Lehrerseminaren ist riesengroß, so daß 75 Prozent abgewiesen werden müssen, und so ähnlich sieht es mit den Technikern und den akademischen Berufen der Architekten, der Oberlehrer, die zu Zehntausenden auf Stellungen warten. Je größer ihre Zahl wird, um so mehr unterliegen sie genau so wie der ungelernete Arbeiter der Konjunktur, und sie werden genau so wie diese zum Spielball des Kapitalismus. Stellenlosigkeit aber trifft sie verhältnismäßig noch schwerer wie den Arbeiter, denn die Sphäre ihres Berufes ist enger und das Angebot von Kräften deshalb in demselben Verhältnis intensiver.

Ein Ausblick? Nein, keiner! Nicht einmal der, daß bei steigender Konjunktur die in Niedgangszeiten angesammelten freien Arbeitskräfte alle ein Unterkommen finden werden. Denn in demselben Maße, als der Arbeitsmarkt sich anfüllt mit Arbeitslosen ungelerner, gelehrter oder gelehrter Art, gedeihen die technischen und industriellen Fortschritte, die Menschenkraft sparen und Menschenkraft ausschalten, also Menschen überflüssig machen. Wie das industrielle Proletariat, so wird auch das gelehrte Proletariat größer und größer, und es ist nur ein Trost dabei, daß diese Entwidlung zugleich auch die Grube gräbt, in der die kapitalistische Wirtschaftsordnung versinken wird.

Aus diesem Grunde läßt sich zu einem Beruf nicht raten, sondern es kann nur darauf ankommen, keimende Neigungen sich entfalten zu lassen. Es kann jemand in einem selbst erwählten Beruf unglücklich werden, wenn der Beruf nicht hält, was er verspricht; aber die Berufsfreudigkeit überwindet das leichter, als wenn der Mensch dieses Schicksal in einem aufgezwingenen Beruf erfährt. Ein aufgezwingener Beruf, gleichviel ob ein hoher oder ein niedriger, muß den Menschen unglücklich machen. Ein verfehlter Beruf kann, wenn nicht noch zur rechten Zeit her Mut und das Geschick zum Umsatteln kommt, den Menschen entweder zum stumpfen Tier oder zum „Auswurf der Gesellschaft“ erniedrigen.

H. H.

Kleines Feuilleton.

Bunte Tulpen. Künstlich buntgefärbte Blumen sind das Neueste, Allerneueste. Man glaubt's besser zu können, als die Natur; man korrigiert die Natur. Neues verlangt man, soll der Konsum angeregt werden. Man sagt, wir leben in einer Zeit erhöhter **F a r b e n - f r e u d i g k e i t**.

Wichtig ist, daß in der Kleidung, in der Ausstattung der Innenräume und in den Bühnenbildern heute mehr lebendige Farben dominieren als früher. Farbenfreudigkeit ist, wenn man Zeit hat Gewicht darauf zu legen, sehr schön. Hier ist aber zu bestreiten, daß in Wirklichkeit Farbenfreudigkeit vorliegt. Das geht hier alles ohne die aktivere Anteilnahme des größeren Publikums vor sich. Das Aufkommen des Farbigen mag auf Schöpfungen einiger Künstler zurückgehen, die noch wirklich aus dem freudigen Gefühl für die Farbe und aus dem Begehren nach Lebendigerem schöpften. Dann ging es damit aber, wie mit allem, dessen sich die kapitalistische Industrie bemächtigt. Das Zeichen jeder Verfallsära ist die Eier nach Sensationen. Was dem Künstler aus Bedürfnis entstand, wurde zur ausbeutbaren Modesache; ja, die Mode wurde, wie so oft, künstlich geschaffen.

Man hat dem abgehasleten Publikum grellschreiende Farbensensationen, und sofort entland der äußere Schein einer allverbreiteten Farbenfreude. Meist ohne eigenes Gefühl für die Farbe wählt man die Kleidung. Man schwelgt in der Mode der Extreme und Skontraste. Eine Modefarbe „Tango“ kam auf, man trug „Tango“. Man geht wieder zu ruhigen, gedebten Nuancen über — die „Farbenfreudigkeit“ ist vergessen. Buntfarbige Tulpen tauchten allerorten auf, das Absonderliche wurde bestaunt. Man läuft sie, nicht weil sie schön, sondern weil sie absonderlich und neu sind. Um ein Kleines werden sie wieder vergiffen sein. Die Welt der Leute, die Zeit haben und sie nicht nützlich zu verwerten wissen, braucht die Peitsche des Neuen. Wenn es sein kann, täglich, stündlich Neues, um die Langeweile zu bannen und das Gefühl der Leerheit solchen Daseins nicht aufkommen zu lassen. Das sie aber alle unbewußt

gleiche, ausgetretene Pfade wandeln, daß ihnen alles Eigene und Persönliche fehlt, vergessen sie. — Auch die Mode hilft, in Unterdrückung und Knechtschaft zu halten, weil sie gewohnheitsmäßig gedankenlos macht. —

Kulturgeschichtliches.

Eine Ärztin vor zweihundert Jahren. Unserem Jahrhundert ist es nicht ausschließlich vorbehalten, daß auch die Frau im ärztlichen Berufe Trefliches leisten konnte. Schon vor fast zweihundert Jahren, im Jahre 1715 wurde in Duedlnburg Dorothea Christina Leporin geboren, die eine gelehrte, hochgeachtete und geschickte Ärztin war. Ihre erste, gründliche wissenschaftliche Ausbildung und Anleitung zur Praxis erhielt sie von ihrem Vater, dem Duedlnburger Arzte Leporin. Sie widmete sich ihrer ärztlichen Tätigkeit mit großem Geschick auch noch nach ihrer Verheiratung mit dem Prediger Ergleben, der sie zur Mutter von vier eigenen und fünf Stiefkindern machte. Ihre weiterverbreitete, ärztliche Tätigkeit entfremdete sie ihren häuslichen Pflichten nicht, Sie stand im Rufe einer vorzüglichen Hausfrau und Mutter. Bald aber wurde sie von den Ärzten der Stadt und Umgebung so heftig angefeindet, daß sie, um öffentlich den Beweis ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse zu geben, nach Halle ging und vor der dortigen medizinischen Fakultät ruhmvoll eine strenge Prüfung bestand, öffentlich disputierte und am 12. Juni 1754 den medizinischen Doktorhut empfing. Mit diesem geschmückt, kehrte sie nach Duedlnburg zurück, wo sie bis zu ihrem Tode im Jahre 1762 in segensreicher Praxis als Ärztin weiterwirkte. — König Friedrich der Große wußte von dieser Ärztin und beschäftigte sie stets wohlwollend gegen alle Angriffe nahrungsneidischer männlicher Kollegen.

Anthropologisches.

Die verschiedenen Arten des Zwergwuchses. Der Begriff des Zwerges ist an eine doppelte Eigenschaft gebunden, einmal selbstverständlich an das erhebliche unter der normalen Größe zurückgebliebene Längenmaß des Körpers, dann aber auch an eine gewisse Mißgestaltung. Ist ein Mensch bei auffälliger Kleinheit ganz normal entwickelt, so kann man nicht von einem Zwerg im eigentlichen Sinne sprechen, vielmehr nur dann, wenn es sich um eine Art von Miniaturausgabe handelt. Die französische Heeresverwaltung z. B. würde es wohl lieber nehmen, wenn man ihr nachsagte, daß sie Zwerge in ihre Armee einstellte, obgleich die Annahme der Rekruten wegen der geringen Volksvermehrung an die Bedingung einer bestimmten Größe überhaupt nicht mehr geknüpft ist, so daß nicht einmal die früher aufgestellte Grenze von 140 Zentimeter gewahrt wird. Auch die Bezeichnung ganzer Volksstämme als Zwergvölker, die in sehr verschiedenen Gegenden genannt werden, nämlich sowohl in Afrika wie auf Neu-Guinea usw., ist irreführend, da eine Mißbildung in Verbindung mit der geringen Entwicklung der Körpergröße bei ihnen durchaus nicht zu bemerken ist. Auch ist die Kleinheit nicht so auffällig, daß man aus diesem Grund allein von Zwergvölkern sprechen könnte.

Dr. Weghandt hat in einem Vortrag in Hamburg drei Gruppen von Zwergen unterschieden, je nachdem die Verhältnisse des Körpers normal und ausgewachsen, oder normal, aber in kindlichen Zustand zurückgeblieben oder endlich mißgestaltet erscheinen. Wenn man den Ursachen des Zwergwuchses auf den Grund geht, ergibt sich eine viel größere Zahl von Arten. Als wahrer oder angeborener Zwergwuchs wird ein solcher bezeichnet, der schon bei der Geburt durch auffällige Kleinheit angezeigt und später durch sehr langsames Wachstum ausgebildet wird. Diese Zwerge von Geburt erreichen mitunter im erwachsenen Alter nur 70—80 Zentimeter, zuweilen haben sie eine Nachkommenschaft von ähnlicher Beschaffenheit gezeugt. Der kindliche Zwergwuchs wird als solcher erst nach der Geburt offenbar und besteht also in einer Entwickelungshemmung. Das sind die Fälle, die am häufigsten zur Schau gestellt und vielleicht zu diesem Zweck grauamertweise sogar künstlich hervorgerufen werden. Wenn kindlichen Zwergwuchs bleiben die einzelnen Körperteile durchaus zurück und daher ist auch eine Fortpflanzung unmöglich.

Die Liste der krankhaften Einflüsse, die zu einem Zwergwuchs führen können, ist recht groß. Die englische Krankheit bedingt gleichzeitig stets starke Verunstaltungen des Knochengestalles. Besonders hervorzuheben ist die Wirkung von Giften in kindlichem Alter. Außer dem Alkohol, der auch zur Fäulung von Zwergformen in der Tierwelt gebraucht worden ist, kommen in Betracht das Quecksilber, Wei, Morphium, auch das Nikotin, das Gift des Tabaks. Aber auch Krankheitsgifte können zu der gleichen Folge führen, zum Beispiel das der Tuberkulose oder der Syphilis. Dann würde der Fälle zu gedenken sein, in denen ein starkes Zurückbleiben des Körperwuchses durch andauernde Unterernährung herbeigeführt wird. Damit ist die Reihe der Krankheiten oder krankhaften Wirkungen, die einen Zwergwuchs veranlassen können, längst nicht erschöpft. Bei der Vererbung eines Zwergwuchses sind zuweilen unerklärliche Unterschiede zwischen Geschwistern vorgekommen, indem z. B. von sechs Brüdern der erste, dritte und fünfte zu Zwergen wurden, die übrigen sich ganz normal entwickelten. Selten ist der Fall, daß ein Mensch in späterem Alter das Verlorene nachholt und dann noch zu einer normalen Größe aufwächst, doch ist es vorgekommen, daß ein solches Wachstum noch im Alter von 25 bis 35 Jahren sich vollzogen hat.